

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 38 (1928)
Heft: 7-8

Artikel: Sprachunterricht und Weltanschauung
Autor: Flury, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anmerkung. Gotthelfs Stellung zur Schule, zu pädagogischen und methodischen Fragen musste hier aus Raumesgründen übergegangen werden. Aus der Gotthelfliteratur nenne ich: die Biographien von Carl Manuel, Gabriel Muret und Rudolf Hunziker (die nach Abfassung dieses Aufsatzes erschienen ist); das Entscheidende zur ästhetischen Würdigung brachten Gottfried Kellers Gotthelf-Aufsätze, zur Würdigung des Denkers Ricarda Huchs Schrift „Gotthelfs Weltanschauung“. Unser Thema behandeln: F. E. Schaefer, Die Pädagogik Gotthelfs, eine reiche Materialsammlung, Wilh. Rössle, Gotthelf als Volkserzieher, eine tüchtige Dissertation, und B. Röthlisberger, Das Kind in der neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz (Dissertation).

Sprachunterricht und Weltanschauung.

Vortrag, gehalten an der Schlussfeier des Seminars Küsnacht am 30. März 1928
von Prof. Dr. Theodor Flury.

Es hat für den ältern Mann einen eigenen Reiz, sich in die Zeit seiner Kindheit zurückzuversetzen, die Anschläge und Taten des werdenden Menschenkindes an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen und sie mit der Erfahrung und der Einsicht seiner Jahre zu durchleuchten. Er wird dabei feststellen, wie selten er sich über sein Tun und Lassen klar war, und wie die kurze Kausalreihe, die er sich zurechtgelegt hatte, die wahren Gründe seines Handelns nur verschleierte, statt sie aufzudecken. In Wirklichkeit gehorcht der Mensch unbewussten Kräften und Strebungen seiner Natur, die die Richtung seiner Gedanken und die Maßstäbe seines Urteils bestimmen. — So ist es in der Geschichte des einzelnen Menschen, so auch in derjenigen von Zeitströmungen und ganzen Völkern. Die Mitlebenden nehmen als Anhänger oder Gegner tätigen Anteil an den Ereignissen. Sie glauben zu schieben, werden aber geschoben, sie denken mit den Gedanken Goethes oder Birmarcks oder Tolstois. Aber zumeist verstehen sie den Sinn der zeitgenössischen Ereignisse nicht, wer hat doch den Weltkrieg schon gedanklich verarbeitet! Dazu fehlt die Besinnung und der zeitliche Abstand, um die Dinge in weitere Zusammenhänge zu rücken und ihre Auswirkung zu verfolgen. Daraus mag hervorgehen, wie trügerisch die geschichtlichen Quellenbücher sein können, da sie die Ereignisse im Spiegelbild der Zeitgenossen zeigen: ein deutsches Quellenbuch von 1870 bis zur Gegenwart, auf amtliche Dokumente gestützt, mündet in eine Verherrlichung der Epoche Wilhelms II. aus. — Die Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht warf in der Schweiz vor etwa 40 Jahren ihre ersten Wellen; wir Studenten, als zukunftsrohe Geister, schlossen uns der neuen Bewegung begeistert an, und wenn der alte Morf mit siegreicher Logik der alten Methode den Prozess machte, so jubelten wir ihm zu, und wir sahen im Gedanken unsere früheren Lehrer auf der Anklagebank sitzen, wie sie sich vor Zorn und Scham hätten unter die Erde ver-

kriechen mögen. Heute haben sich die Wellen gelegt, das Kriegsbeil ist begraben, und es dürfte von Interesse sein, den Ursprung und den Verlauf der ganzen Strömung zu skizzieren und zu erklären. Sie soll dadurch in eine Beleuchtung gerückt werden, die manchem fremd sein dürfte.

I.

Es sind beinahe 50 Jahre her, da rutschte ich als kleiner Knirps auf den Bänken der Bezirksschule Olten herum, und mühte mich ab, an Hand des Elementarbuches von Karl Plötz in die Geheimnisse der Sprache Voltaires einzudringen. Da stand, wenn mich das Gedächtnis nicht trügt, an der Spitze der ersten Lektion ein halbes Dutzend Vokabeln: le mur = die Mauer, la porte = die Türe, le favori = der Günstling, le père = der Vater, la mère = die Mutter, le frère = der Bruder, la soeur = die Schwester, ferner le roi = der König, la reine = die Königin; in den folgenden Nu mmern Eigennamen wie Hannibal, Caesar, Cicero, Virgil, Horaz, oder Namen von Schlachten, von Cannae und Zama bis Leipzig und Waterloo. Karl Plötz war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Lehrer der französischen Sprache und Literatur am französischen Gymnasium in Berlin, und seine Lehrbücher haben sich durch die Klarheit ihrer Anordnung und die geschickte Verarbeitung des grammatischen Stoffes überall durchgesetzt und die pädagogischen Kreise Jahrzehnte lang beherrscht. Sie waren aus dem Geiste des deutschen Humanismus herausgeschrieben, legten das Hauptgewicht auf die Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische und behandelten die Grammatik in deduktiver Weise, von der Regel ausgehend, zu deren Einprägung zusammenhanglose Übungssätze verwendet wurden. Für klassische Gymnasien bestimmt, die damals noch der wichtigste Typus der deutschen Mittelschule waren, wählten sie den Sprachstoff aus der lateinisch-griechischen Welt. Das Ziel war mehr Eindringen in die geschriebene als in die gesprochene Sprache; der Unterricht wurde häufig von Altphilologen erteilt, die die fremde Sprache praktisch nicht beherrschten, französisches Land nie mit eigenen Augen gesehen hatten und Französisch unterrichteten wie Griechisch und Latein.

Aber der kleine Plötz, so nannten wir das Elementarbuch zum Unterschied von der grösseren Schulgrammatik, wurde schon im zweiten Jahr durch das Lehrbuch von Breitinger ersetzt. Breitinger, Professor an der Hochschule Zürich, wählte den Wortschatz aus dem alltäglichen Leben und trug dadurch dem Wunsche nach Beherrschung der gesprochenen Sprache Rechnung; es weht ein realistischer Zug durch das ganze Buch, der es in scharfen Gegensatz zur griechisch-römischen Welt des deutschen Idealismus stellt. Es ist bemerkenswert, dass das Buch aus Zürich kam; die Stadt Zwinglis hat je und je ihre Tore den Zeitströmungen weiter geöffnet als jede andere Schweizerstadt. Breitingers Grammatik war nämlich etwas wie der Auftakt zu einer pädagogischen Revolution, die von Deutschland her kam. Im Jahre 1882 sandte Wilhelm Viëtor eine Streitschrift in die Welt

hinaus, die den aufregenden Titel trug: *Quousque tandem*¹⁾, oder der Sprachunterricht muss umkehren. In leidenschaftlichen Worten geisselte der Verfasser die Verkehrtheiten des fremdsprachlichen Unterrichtes, den Missbrauch der Übersetzung aus der Muttersprache in die Fremdsprache; der Grammatikunterricht solle nicht von der Regel ausgehen, die dann in den Übungssätzen eingeübt würden, sondern man gehe von der lebendigen Sprache aus, woraus die grammatische Belehrung sich natürlicherweise ergebe, gleichsam als reife Frucht vom Baume falle. Das sei die induktive Methode, der die Naturwissenschaften ihre gewaltigen Fortschritte verdanken. Parallel mit dieser Bewegung ging eine Strömung im Deutschunterricht, die die Grammatik als unnützen Ballast über Bord warf, und an deren Stelle das Sprachgefühl empfahl, das ein zuverlässigerer Führer sei als abstrakte Regeln. Es sei der Grammatikbetrieb, d. h. der theoretische Betrieb überhaupt schädlich, die grammatischen Kategorien müssten aus dem Unterbewusstsein wirken; wenn sie ins Bewusstsein gehoben würden, würden sie das Spiel der Kräfte nur stören, wie das Funktionieren der Muskeln an Sicherheit und Leichtigkeit einbüsse, wenn es sich beobachtet wisse. —

Wie ein Trompetenstoss weckte Viëtors Streitschrift die schlafenden Gemüter in Deutschland und schied die pädagogischen Kreise in zwei feindliche Lager, die sich leidenschaftlich befehdeten. Die Neuerer schalteten ihre Gegner alte Zöpfe, die bei ihrer Arterienverkalkung keinen neuen Gedanken fassen könnten, diese wiederum witzelten über das Ammen- und Papageienfranzösisch der Neuerer. Der Ausgang des Kampfes blieb nicht lange zweifelhaft. Für die Neuerer sprachen die Bedürfnisse des praktischen Lebens, die Forderungen des gesunden Menschenverstandes und die Einsicht in die Psychologie des Sprachlebens. Einmal zur Herrschaft gelangt, forderte man eine bessere wissenschaftliche und praktische Vorbereitung der Lehrer: sie sollten in Wort und Schrift der Sprache mächtig sein, einen längeren Aufenthalt im fremden Lande gemacht haben, um sich nicht ängstlich hinter das Lehrbuch verstecken zu müssen, sie sollten aus dem Vollen schöpfen können.

In der Schweiz wirkte für die neue Methode vor allem die Hochschule Zürich, wo Heinrich Morf und seitdem Herr Gauchat, sich mit Eifer und Geschick für sie einzusetzen und sie zunächst in den Schulen des Kantons Zürich und seither in allen Teilen unseres Landes zur Geltung brachten. Ein frischer Zug der Arbeitsfreudigkeit beschwingte Lehrer und Schüler, die Lehrbücher vermehrten und verbesserten sich von Jahr zu Jahr, und der Unterricht in den fremden Sprachen nahm einen Aufschwung und förderte erfreuliche Resultate zutage, auf die wir mit Recht stolz sind.

¹⁾ Quousque tandem sind die beiden ersten Worte einer Rede, mit der Cicero im Senate den Catilina anfuhr, von dem man wusste, dass er eine Verschwörung gegen den Staat anzettelte. Der ganze Satz lautet: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra; auf deutsch: Wie lange noch, Catilina, willst du unsere Langmut missbrauchen?

Aber dem besinnlichen Leser genügt die Kenntnis des blossen Tatbestandes nicht; er möchte die sprachliche Bewegung in die grössern Zusammenhänge des übrigen Lebens rücken, um zu sehen, ob sie nicht entstanden sei aus einer allgemeinen Umgruppierung der Geister, aus einer neuen Orientierung heraus.

Nun ist festgestellt, dass in der pädagogischen Welt wie im Publikum der klassische Unterricht mehr und mehr an Boden verlor und die realistischen Fächer sich im Stundenplan immer breiter machten. So hatten wir im Gymnasium Solothurn deutlich das Gefühl, dass selbst bei den Lehrern der Glaube an die bildende Macht der alten Sprachen erschüttert war, für uns selbst war der Unterrichtsstoff eine aufgewärmte Suppe, die wir mit Widerwillen schluckten. Wie anders, wie zukunftsfröh stand es im Lager der Realisten, hinter denen ein Heer von glaubensstarken Jüngern stand, und die sich des Wohlwollens von Behörden und Volk erfreuten, ihre Segel blähten sich im Winde, der durch die Zeit wehte. So war damals unsere Schule in Solothurn kein rechtes humanistisches Gymnasium mehr, und vor nicht langer Zeit stand in der Neuen Zürcher Zeitung zu lesen, es sei damals in Zürich und St. Gallen nicht anders gewesen. Nur Bern und Basel hatten den alten Typus der Lateinschule bewahrt, und diese war dank der überragenden pädagogischen Befähigung und dem menschlichen Werte einiger Lehrer vom Vertrauen vom Volk und Behörden getragen.

Auch in der Philosophie kehrte die realistische Jugend dem Idealismus der Nachfolger Kants den Rücken, schalt ihre Gedanken unfruchtbare Spekulation und verlangte wissenschaftlich beglaubigte Tatsachen. Blosse Spekulation baue ohne Fundament in die leere Luft hinaus; der moderne Forscher ziehe, mit Sezermesser und Mikroskop bewehrt aus, um neue Welten zu entdecken. Im Jahre 1848 hatte Renan eine Broschüre „L’Avenir de la science“ verfasst (freilich erst in den 1890er Jahren veröffentlicht), in der dieser Schüler der Jesuiten verkündete, es würden die Probleme des Lebens nicht von der Spekulation, sondern von der positiven Wissenschaft gelöst, und Hippolyte Taine nennt in den Origines de la France contemporaine die Lehrsysteme Hegels und Schellings geringschätzig des autres dégonflées, halbgeleerte Schläuche, und eine Geringschätzung alles bloss Geistigen ging durch die Welt. Heinrich Morf hämmerte uns mit der Wucht, die ihm eigen war, als oberstes Prinzip der Wissenschaft den Satz ein, es seien alle Abstraktionen keine Wesenheiten, sondern Gebilde unseres Denkorgans, der Baum, der Hund als Gattung, existiere nirgends auf der Welt, existieren täten nur die einzelnen Bäume und Hunde, ebensowenig gebe es Dinge wie Güte, Ehrlichkeit, Tapferkeit, sondern nur gütige, ehrliche und tapfere Menschen, aber wir könnten diese Abstrakta nicht entbehren, weil die Dinge nur unter dieser Form zu erkennen und in die Fächer des Gedächtnisses einzuordnen seien.

Ist es nicht bezeichnend, dass damals auch im Deutschunterricht das Feldgeschrei Anschauung, Anschauung und noch einmal Anschau-

ung ertönte, dass man von der Hochschule aus die Studenten anhielt, neue Bilder zu finden — sie waren dann freilich häufig von der Art der ausgeklügelten Bilder in den Précieuses ridicules, gegen die die echte Kunst unter Boileau und Molire in den Kampf zog — dass geschichtliche und literaturgeschichtliche Lehrbücher vor lauter Anschauungsmaterial — alle Belehrung sollte durch die Sinne, besonders durch den Gesichtssinn gehen — häufig wie Bilderbücher aussahen? Ist es da nicht natürlich und einleuchtend, die Reform im fremdsprachlichen Unterricht mit ihrer Betonung des Praktisch-Nützlichen, mit ihren Übungen an Hand von Bildern aus der allgemeinen Orientierung der Menschen an der äussern Natur zu erklären? Freilich wird man dabei um Fachausdrücke wie Sensualismus und Positivismus nicht herumkommen, denn Sensualismus, Positivismus und Materialismus liegen auf der gleichen Bedeutungslinie und bedeuten nur piano, mezzo forte und fortissimo desselben Tones. — Aber man fürchte sich nicht vor Schlagwörtern. — Es ist heute Sitte, über den Materialismus loszuziehen, und ihn für alle Schäden unserer Kultur verantwortlich zu machen. Aber es ist darum nicht weniger wahr, dass er den Menschen vor mancher schädlichen Bindung befreit, manchen Nebel gespalten hat, und wenn er zynisch verkündete, er überlasse den Himmel den Engeln und den Spatzen, so hat er im Bestreben, das verlorene Paradies durch ein Reich materieller Wohlfahrt auf Erden zu ersetzen, Werke sozialer Gerechtigkeit und der Fürsorge für die Schwachen geschaffen, die seine Ruhmestitel bleiben werden.

Freilich hat er nicht alle Versprechen eingelöst und ist in Gebiete eingedrungen, wo er nur Verheerungen anrichtete, hat heilsame Bindungen zerrissen, die heute mit vieler Mühe wieder geknüpft werden. Der Widerstand gegen die Übertreibungen der Lehre hat sich übrigens auch in den eigenen Reihen geregt; ein Buch wie Häckels Welträtsel wäre heute nicht mehr möglich, es wäre wenigstens eine Geschmacklosigkeit und ein Schlag ins Wasser. Heute geben die Forscher selber zu, wie wenig sicher die Grundlagen der Wissenschaft sind, und dass die wissenschaftlichen Wahrheiten selten ein hohes Alter erreichen. Es ist eben unmöglich, das ganze Leben in den Kategorien des Verstandes und damit in den Rahmen der Wissenschaft einzuspannen. Man erkennt heute, wie wichtig es ist, neben der Erforschung der äussern Natur sich wieder in die Welt der Seele zu versetzen — und zwar nicht durch das Experiment, das nicht weiter als bis zu den Vorhöfen führt, in die Tiefen des inneren Menschen, wo die Maßstäbe des Urteils, die formbildenden, schöpferischen Kräfte der Kultur liegen, wo auch der Sinn des Lebens zu finden ist. Nach der Gründer- und Schwindlerzeit, die einen Tiefstand in der europäischen Kultur bedeutet, sucht die glaubenshungrige Jugend unserer Zeit nach einem neuen Lebensgefühl. Es weht Morgenluft durch die hohen Wipfel des Geistes, es ersteht eine neue Lyrik, die Erde dampft wieder erquickenden Geruch, und es wird uns verkündet, man werde ein neues Reich des Geistes bauen.

Es ist nun nicht verwunderlich, dass diese Änderung in der allge-

meinen Orientierung des Lebens auch den Sprachunterricht ergriffen hat. Die klassischen Studien haben den Glauben an ihre Bildungswerte wieder zurückgewonnen, der Bund verlangt von den Ärzten Kenntnis des Latein, in Frankreich und Italien zählt das Latein wieder zu den Grundlagen jeder Mittelschulbildung. In gleichem Masse hat sich die Schätzung der systematischen Grammatik gehoben, auch im deduktiven Verfahren, sie sei Schulung, Gymnastik des Geistes, Erziehung zum abstrakten Denken. Es sei darauf hingewiesen, dass diese Forderung just von Technikern mit Nachdruck erhoben wird, und bei den Aufnahmeprüfungen an der Eidgenössischen Technischen Hochschule fällt ungenügende Vorbereitung in der Grammatik viel schwerer ins Gewicht als früher. Dieser Punkt hat auch schon zu Erörterungen zwischen Sekundar- und Mittelschule geführt. Es fällt natürlich manchem Sekundarlehrer schwer, etwas von seinem praktischen Ziele zu opfern, aber es ist nötig, um den Kontakt mit der Mittelschule zu sichern, die als Vorbereitungsanstalt für die Universität die Ziele der formalen Bildung, die im Grammatikunterricht liegen, nicht aus den Augen verlieren darf.

II.

Wenn der Unterricht in der Grammatik und das Einprägen des fremden Sprachschatzes die Hauptaufgabe der Sekundarschule und der untern Abteilung der Mittelschule ist, so tauchen andere Fragen auf, wenn wir in die höhern Klassen steigen. Wie sollen wir die Schüler in den französischen Aufsatz einführen, wie halten wir es mit der Beurteilung der fremden Dichter¹⁾? Die Ansichten hierüber haben sich noch nicht geklärt, sie sind auch sehr abhängig von der Orientierung des weitern Lebens. Als der Positivismus noch in der Literatur herrschte, glaubte man, es sei bei einem Kunstwerk vor allem dessen Entstehung aus den äussern Umständen zu erklären, z. B. aus Rasse, Milieu und Moment, und die künstlerische Wertung sei mehr Privatsache, und weil nicht beweisbar, weniger wichtig. Daher wurde in jener Zeit das französische 18. Jahrhundert über das 17. gestellt. Mit welcher Begeisterung folgten wir doch Heinrich Morfs Vorlesungen über Voltaire, und wie sehr muss sich derselbe Gelehrte in seiner Literaturgeschichte Gewalt antun, um anerkennende Worte für Racine oder gar für Pascal zu finden, mit denen sich sein Positivismus nicht befreunden kann. Man hörte ihn gelegentlich selber verkündigen, die klassischen Tragödien seien auch in Frankreich tot und die Begeisterung für Cid und Phädra werde nur durch Schulen und Zeitungen künstlich und kümmerlich am Leben erhalten, und literarische Wert schätzung sei ein Ding des persönlichen Geschmackes, und über den Geschmack lasse sich bekanntlich nicht streiten.

¹⁾ Sollen wir nach Münchs Rat das in Frankreich geltende Urteil unbesehen übernehmen — ich glaube gerade die führenden Köpfe unter den Schülern würden uns hier die Gefolgschaft verweigern — oder sollen wir persönlich dazu Stellung nehmen — und es ist sicher, dass wir in der Beurteilung z. B. von Corneille, Victor Hugo oder Chateaubriand nicht mit den Franzosen gehen können. Sollen wir neben der Poesie auch französische Prosastücke auswendig lernen lassen?

Doch soll heute auf diese Fragen nicht näher eingetreten und dafür ein anderes Problem angeschnitten werden, das uns auf ein weiteres Feld hinausführt und das die pädagogischen Kreise in Deutschland besonders lebhaft beschäftigt.

Vor dem Weltkriege glaubte weit herum im Lande der deutsche Spiessbürger fest an den Niedergang der lateinischen Völker und an die Weltsendung Deutschlands: Am deutschen Wesen muss die Welt genesen! Nun hatte der grosse Krieg den Beweis erbracht, dass die modernen Gallier von erstaunlicher Lebensfähigkeit sind. Ebenso hatte man erfahren, dass Deutschland in der weiten Welt keinen einzigen Freund besass, dass es der Entente gelungen war, das Weltgewissen gegen Mitteleuropa aufzurufen, Deutschland und Österreich als barbarische, kultur- und friedensfeindliche Mächte anzuschwärzen, und den Kampf gegen sie als ein Gebot der Menschheit und der Zukunft der Welt hinzustellen. Es ist sicher, dass die Gewissheit, sich von den Sympathien der Welt getragen zu fühlen, Frankreich die Kraft gab, dem furchtbaren Ansturm der deutschen Heere siegreich zu widerstehen. Es war auch so noch mehr als einmal nahe daran, die Waffen fallen zu lassen und das Spiel aufzugeben. Angesichts dieser Sachlage fand man es in Deutschland geboten, mit unbestechlichem Wahrheitssinn den Gründen der allgemeinen Unbeliebtheit nachzugehen, eine Gewissenserforschung vorzunehmen und zugleich die herkömmlichen Ansichten über das Siegervolk zu überprüfen. Im Spiegel des fremden Volkes wollte man neben den Tugenden vor allem seine eigenen Fehler und Schwächen kennen lernen. Dieser Erkenntnis sollte eine Kulturkunde Frankreichs auf breitesten Basis dienen. Nicht bloss das Schrifttum, die gesamte Kultur Frankreichs sollte erforscht und der deutschen gegenübergestellt werden, man wollte so erfahren, welche Schäden auszumerzen und welche Schwächen zu überwinden seien. Fleissige Geister machten sich denn ans Werk, und das kleine Büchlein von Otto Grautoff: Über das gegenwärtige Frankreich, Halberstadt, Meyer, 1926, gibt in seinen Deutungen eine tief eindringende Studie über das Wesen der beiden Völker und zeigt im zweiten Teil, welcher Weg zu beschreiten sei. Schon hat auch Fröhlich-Schön mit seinem Lehrbuch: Französische Kulturkunde, Teubner, Berlin, 5. Aufl. 1927, einen ersten und interessanten Versuch gemacht, die neuen Forderungen praktisch zu verwirklichen. Als vor mehr als hundert Jahren Frau von Staël auszog, um für Frankreich das Deutschland Kants, Schillers und Goethes zu entdecken, d. h. Frankreich auf die ungeahnten Schätze an Weisheit, Poesie und unverbrauchter Lebenskraft jenseits des Rheins hinzuweisen, begann sie damit, die beiden Völker in ihrem Wesen einander gegenüberzustellen. Ebenso suchen die Deutschen des 20. Jahrhunderts das tiefste Wesen des französischen Volkes durch eine Gegenüberstellung mit der eigenen Art zu erkennen. Es sei im folgenden versucht, einige besonders wichtige Linien dieses Bildes zu zeichnen.

Die Verschiedenheiten zwischen den beiden Völkern sind aber von so verwirrender Fülle, dass es schwer hält, sie unter einen einzigen

Gesichtspunkt zu ordnen. Am ehesten mag man zur Klarheit kommen, wenn man von der Definition ausgeht, die der französische Kritiker Ferdinand Brunetière von der französischen Literatur gibt: Sie sei in ihrem tiefsten Wesen eine gesellschaftliche und gesellige Literatur (*une littérature sociale et sociable*), d. h., sie kümmere sich weniger um die Angelegenheiten des einzelnen Menschen als um seine Beziehungen zur Gesellschaft.

In der Tat fällt dieser soziale Instinkt des Franzosen jedem auf, der Frankreich bereist. Es ist dort dem Menschen ein Lebensbedürfnis, mit dem Nachbar Fühlung zu gewinnen, sich in Gedanken, Gefühlen und Urteilen auf ihn abzustimmen. Das Leben wogt beständig hin und her, man lebt mit und füreinander, man arbeitet sich gemeinsam aus dem Irrtum zur Wahrheit. Dabei schleift man sich gegenseitig ab und gewinnt so eine für alle verbindliche Form für das Zusammenleben, einen Lebensstil. — Und diese Form beschränkt sich nicht etwa bloss auf Dinge der Kunst und Literatur, nein, es sind ihr alle, auch die alltäglichsten Äusserungen des Lebens unterworfen, die Art zu essen, zu grüssen, sich zu kleiden. So wird der letzte Bauer, der letzte Arbeiter, Leute, die wenig im Reiche des Geistes leben, fest im Banne der französischen Kultur gehalten. Der Franzose fürchtet mehr als ein Deutscher oder Engländer, sich in Gedanken oder in der alltäglichen Lebensführung vom nationalen Typus zu entfernen. *En France le ridicule tue charakterisiert* den sozialen Instinkt des Franzosen so gut wie die Macht der Mode und der öffentlichen Meinung. Auf demselben Zuge beruht die uns auffallende Scheu vor einer persönlichen Meinung in Dingen der Religion und der Weltanschauung. Man hat das instinktive Gefühl, dass, wenn man sich hier absondert, man das Leben der ganzen Herde gefährdet. Vielmehr als der Deutsche lässt sich der Franzose in diesen Dingen von den Führern des Volkes leiten. Als Jules Huret im Jahre 1905 seine Studienreise durch Deutschland machte, fiel ihm die Freiheit auf, mit der auf deutschen Kanzeln das Evangelium ausgelegt wurde, es gebe fast so viel Auslegungen als Pfarrer, dieser Individualismus musste dem Franzosen auffallen.

Infolge dieser inneren Zusammengehörigkeit, der Lenksamkeit der Masse für Dinge des Innenlebens, seines Bedürfnisses, Richtung zu nehmen, ist es den besten Köpfen des Volkes gelungen, den Lebensstil im Laufe der Jahrhunderte zu unerreichter Einheit und Vollkommenheit auszubilden. Die französische Höflichkeit ist etwas Naturgewachsenes und es ist nicht Zufall, dass sie die ganze Welt erobert hat; die deutsche macht dagegen leicht den Eindruck des Steifen, Angelernten, sie ist auch mehr als die französischen an Regeln gebunden.

Diese französische Unterordnung des Individuellen unter das Leben der Herde mag vom Standpunkt des deutschen Individualismus, für den Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder ist, armselig und sklavisch vorkommen. Sie ist aber ein Schutz für den einzelnen und macht ihn wehrhaft gegen fremde Einflüsse.

Ihm ist es zu verdanken, wenn die zwei Millionen französischer Kanadier in Amerika, trotzdem sie politisch vom Mutterlande losgerissen sind, in der angelsächsischen Flut, die sie von allen Seiten umwogt, nicht untergehen, erklärt, warum eine französische Familie, die in eine anderssprachige Kultur verpflanzt wird, sich so schwer assimilieren lässt. Als der schon erwähnte Jules Huret in die Rheinlande kam, stellte er mit Stolz fest, dass in einem Dorfe in der Eifel, bei den französischen Réfugiés die französische Sprache nach mehr als zwei Jahrhunderten immer noch nicht ausgestorben war, Schule und Militärdienst hatten zwar das junge Geschlecht zum grössten Teile assimiliert, aber die Alten sprachen immer noch französisch, und zwar nicht einmal die französische Schriftsprache, sondern ihre burgundische Mundart.

Dagegen vergleiche man die Haltung der Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart. Was ist aus all den deutschen Stämmen geworden, die sich zur Zeit der Völkerwanderung über das Gebiet des römischen Reiches ergossen. Ost- und Westgoten, Vandalen, Burgunder, Franken haben in den fremden Landen nicht viel mehr als ihre Namen hinterlassen. Obwohl in den Vereinigten Staaten Nordamerikas 10 bis 12 Millionen Menschen deutscher Abstammung leben, ist doch das erste Bestreben der Deutschen in diesem Lande, ihr Wesen abzustreifen und sich einzuleben. Warum? Der Deutsche ist von Natur aus ein Individualist, ein Eigenbrötler, der sich in sein Gehäuse zurückzieht und sein Sonderdasein am andern vorbeilebt. Natürlich kann sich damit kein nationaler Stil herausbilden, und das in allen Büchern gerühmte Freiheitsgefühl und den Trieb zur Unabhängigkeit bei den Germanen könnte man von einem andern Standpunkt aus als Unfähigkeit zur Kultur bezeichnen, denn alle Kultur setzt Gemeinschaftsleben voraus, ist Städtekultur. — Die nach der Völkerwanderung in Gallien ansässigen Franken lebten auf ihren Höfen im offenen Lande, jeder mit seiner Familie und seinem Gesinde in stolzer Unabhängigkeit und sich um den Lehensherrn nur in den Zeiten des Krieges und der Not kümmern. So war jeder auf sich selbst eingestellt und obwohl zum Herrenvolk gehörig, erlag er der festen Lebensform der unterworfenen Bevölkerung. — Der deutsche Auswanderer in Amerika siedelte sich nicht in Städten, sondern als Farmer auf dem offenen Lande an und lebte mit seiner Familie, das Haus mit Blumen geschmückt, ein beschauliches Phäakendasein, ohne sich um die Ideen und Kämpfe in der weiten Welt zu kümmern. Ein neues Volk, eine neue Kultur ist heute im Begriffe, sich jenseits des Ozeans zu bilden. In dem gewaltigen Kessel, in dem die europäischen Völkersplitter herumschwimmen, ist der deutsche Klotz einer der grössten, aber wie Lamprecht in seinen Americana meint, setzt er der Aufsaugung am wenigsten Widerstand entgegen, weniger als die viel kleineren Stücke aus dem europäischen Osten, aus Russland, Polen, Rumänien. Man hat, um die Leichtigkeit zu erklären, mit der sich die Deutschen der Völkerwanderung aufsaugen liessen, den Grundsatz aufgestellt: Wo zwei Kulturen aufeinander stossen, muss der Sieg unweigerlich der ältern und höhern Kultur zu-

fällen. Nun weiss man, dass Preussen vor dem Weltkrieg über eine halbe Milliarde ausgegeben hatte, um Preussisch-Polen zu germanisieren, man weiss auch, dass, trotzdem der hohe polnische Adel in preussische Dienste trat und sich aufsaugen liess, das polnische Element doch keineswegs zurückwich und die Deutschen Mühe hatten, ihren Besitzstand zu wahren. Es müsste also nach obigem Grundsatz die polnische Kultur der deutschen überlegen sein.

Im Dienste des sozialen Instinktes steht die hervorragende Sprachbegabung der Franzosen. *L'art de bien dire* ist eine französische Kunst, ebenso die *causerie*, und die literarischen und politischen Salons sind von Paris aus in die Welt gegangen. Als Sprache der Gesellschaft, sagt schon Frau von Staël, sei das Französische dem Deutschen weit überlegen, es besitze eine Menge feiner und feinster Schattierungen, denen gegenüber einem das Deutsche massiv vorkomme. Zu allen Zeiten ist dem Franzosen das Talent des treffenden Ausdrucks zuerkannt worden, und diese angeborne Fähigkeit — sie wird in der höhern Sphäre zum künstlerischen Geschmack — wird von der Elementarschule bis zur Universität mit Fleiss und Sorgfalt geübt. Voltaire sagt, die Franzosen stehen bei den Nachbarn im Geruch der Leichtfertigkeit, aber er kenne kein Volk, das so peinlich gewissenhaft sei, wenn es die Feder in der Hand führe. So werden in Frankreich weniger schlecht geschriebene Bücher gedruckt als anderswo, und wenn Hermann Keyserling von der Weisheitsschule in Darmstadt französisch schriebe, würde ihn niemand in Frankreich lesen. Von den deutschen Philosophen erfreuen sich in Frankreich Schopenhauer und Nietzsche besonderer Wertschätzung, dies nicht nur, weil sie übel von ihren Landsleuten und so freundlich von Frankreich sprechen, sondern auch weil sie Meister des Stils sind. Diese Sprachbegabung, im Verein mit der Disziplin der Rasse, d. h. mit dem Richtungnehmen nach dem Zug der Herde, bringt es mit sich, wie schon Frau von Staël erkannt hat, dass in Frankreich fast über alle Fragen eine Menge stehender Ansichten und Redewendungen im Umlauf sind, mit deren Hilfe auch ein Ungebildeter sich in guter Gesellschaft unterhalten und den Schein eines gebildeten Menschen erwecken kann.

Als Sprache der Gesellschaft ist Französisch besonders befähigt zum Ausdruck von Gedanken. Der Franzose ist ein scharfer Denker und hat eine Vorliebe für das *raisonnement*, d. h. für logische Ableitungen und Beweisführungen. Es ist daher natürlich, dass im 18. Jahrhundert Französisch in Deutschland nicht nur die Sprache der Geselligkeit, sondern ebenso sehr die Sprache der Mathematik war, und dass Leibnitz, der grösste Geist jener Zeit, die meisten Werke französisch schrieb. Aber dieser logische Geist — Voltaire spricht vom geometrischen Geist der Franzosen — spricht sich schon im Bau der Sprache aus. An der Spitze des Satzes steht das Subjekt, führt das Prädikat an der Hand, dem wie ein treues Hündlein das Akkusativobjekt folgt. Sodann zeigt er sich ebenso deutlich in der Zusammensetzung von Wörtern und Zahlen und in der

Stellung des Adjektivs. Wenn der Franzose sagt: un chapeau de paille, so ist die Zusammensetzung logisch, denn der Grundbegriff ist der Hut, das unterscheidende Merkmal de paille; wenn ich 22, 23, 24, vingt-deux, -trois, -quatre sage, so modifiziere ich den Grundbegriff 20, vingt durch die Einer 2, 3, 4, deux, trois, quatre. Un thé dansant ist eine Teegesellschaft, bei der getanzt wird. Warum verfahren wir im Deutschen in allen diesen Fällen gegen die Logik? Es geschieht, weil die Wörter in dieser Reihenfolge (d. h. zuerst unterscheidendes Merkmal, dann Grundbegriff) ins Bewusstsein treten, denn der stärkere Akzent liegt eben auf dem unterscheidenden Merkmal, darum heben wir es auch durch den Ton hervor, Strohhut, zweifundzwanzig etc. Das ist die Ordnung der Natur, die deshalb in unserer Sprache besser zum Ausdruck kommt; sie ist nicht durch des Gedankens Blässe angekränkt, muss nicht erst durch das ordnende Sieb der Logik hindurch. Auch der Romane sieht instinktiv ein, dass die Sache so liegt, und wo er nicht zum Verstand, sondern zum Herzen, zum Gefühl spricht, befolgt er in der Stellung des Adjektivs das deutsche Prinzip. Wenn man also, sich an den Verstand wendend, sagt un ruban vert, de l'eau froide, un thé chaud, wird man in der Poesie oder der gehobenen Prosa sagen les verts prés du printemps, la froide Sibérie, les chauds rayons du soleil.

Wie stellt sich der Franzose zur Natur ein? Wir sehen es im französischen Garten. Den Deutschen treibt es zur Einsamkeit, zur Natur, durch die der Odem Gottes weht, und wir haben eine ganze Literatur über die Schönheiten der Natur und eine ganze Industrie lebt vom Sinn für die Natur. Ich möchte nicht behaupten, dass dieser Sinn dem Franzosen ganz abgeht, aber wenn er mitmacht, übrigens zögernd, so geschieht es, weil es Weltmode ist, wie auch die Weltmode den Franzosen Shakespeare aufnötigt, zu dem sie selten ein inneres Verhältnis haben. Sicher ist, dass Pass- oder Talwanderungen, allein oder zu zweit, mit dem Sack auf dem Rücken, bloss zum Vergnügen des Wanderns, dem Franzosen und dem Romanen überhaupt etwas Unverständliches sind, überhaupt, dass man zu Fuss geht, wo man reiten oder fahren kann, und Hippolyte Taine meint, eine Engländerin gehe in einer einzigen Woche mehr zu Fuss als eine römische Dame in einem ganzen Jahr. Der Trieb des Romanen geht eben zum Menschen, und wenn er zur Natur geht, prägt er ihr seinen Stempel auf. Der französische Garten mit seiner geometrischen Anordnung der Beete und der Springbrunnen, wofür Le Nôtre das bewunderte Ideal in Versailles geschaffen hat, mit den Bäumen, die der Gärtner in die Form einer Pyramide, einer Kugel etc. zwängt, ist stilisierte Natur, wie die Schilderung der Leidenschaften in der französischen Tragödie Stilisierung der Wahrheit ist, geboten durch die Rücksicht auf das Schöne. Die Eifersuchtszene zwischen Othello und Desdemona berührt den Franzosen peinlich, weil dadurch die Gesetze des Schönen übertreten werden. Ebenso wird ein französischer Klavervirtuose die Ausdrucksfähigkeit seines Instrumentes nie übersteigern, auch wenn er die Leidenschaft dadurch stärker zum Ausdruck brächte.

Die französische Sprache ist von ausgeprägter Eigenart und kann sich einem fremden Charakter wenig anpassen. Jede Übersetzung ins Französische, sagt Brunetière, ist immer mehr oder weniger eine Erklärung, und Taine findet, dass die französische Sprache zur Übersetzung der Bibel nicht ausreiche. Damit vergleiche man den Reichtum der deutschen Übersetzungsliteratur, sie ist wohl die reichste der Welt. Natürlich liegt die Erklärung hiefür auch in der geographischen Lage: Deutschland ist ein Reich der Mitte, und die umliegenden Kulturen dringen von allen Seiten über die ungeschützten Grenzen. Aber noch mehr dürfte der Bau der deutschen Sprache Teil daran haben. Mit ihrem freien Satzbau kann sie sich jeder fremden Art anpassen. Eine Sprache ist aber der Ausdruck des Volkes, das sie spricht, und so gibt sich daraus, dass es der deutschen Art an Geschlossenheit, an Abgrenzung gegen das Fremde fehlt; die Lebenskraft flutet hier frei dahin, ohne in feste Gefässe gefasst zu werden. Deshalb hat man das deutsche Prinzip das dynamische (vom griechischen Wort *dynamis* = die Macht) genannt und es dem statischen (formbildenden) Prinzip der Franzosen gegenübergestellt, und die nationale Form ist aus dem sozialen Instinkt hervorgegangen. Welches Prinzip im Konkurrenzkampfe stärker ist, liegt auf der Hand, auch wenn es nicht mannigfach durch die Erfahrung belegt wäre.

Wenn an unsren Schulen so eifrig französisch gelernt wird und man es zu erfreulichen Resultaten bringt, so liegt es nicht allein am Lehrgeschick der Lehrer, sondern ebenso sehr an der Lernbegier der Schüler; im Welschland haben im Gegenteil die Lehrer sehr mit dem passiven Widerstand der Schüler zu rechnen, für die die deutsche Sprache ein hartes Muss ist. Französisch ist das wichtigste Fach an unserer Sekundarschule, und wenn sich die 7. und 8. Klasse der Primarschule der Gunst des Publikums weniger erfreut, so ist es zum guten Teile darum, weil dort kein Französisch gelehrt wird.

Diese Freude an den fremden Sprachen, die ja bei der Entwicklung des Weltverkehrs uns zum Vorteil ausschlägt, ist doch auf den Mangel an einer eigenen Form zu erklären. Wir freuen uns, bald in dieses, bald in jenes fremde Gewand zu schlüpfen, einmal ins französische, dann ins englische, ins italienische oder gar ins russische und sind darauf naiv eitel. Ebenso ist das Bestreben zu erklären, fremde Eigennamen nach fremdem Munde auszusprechen. Während der Franzose unbekümmert statt Ajaccio und Lord Byron Aschaksio und Lord Birò, also nach französischer Art ausspricht, glauben wir die Überlegenheit unserer Bildung dadurch zeigen zu müssen, dass wir Dschawa statt Java, Niu-York, statt Neu York aussprechen. Wie mitleidig wird man doch angesehen, wenn man Aràber, Himalàja statt Araber, Himalaja, Herzegowina statt Herzegòwina sagt, wenn man nicht weiss, dass man aussprechen soll Beresinà, Nòwaja Semlià! Nächstens wird man verlangen, man solle bei englischen Eigennamen auch ein englisches r aussprechen. Und das soll Bildung sein? Es ist nichts als eine abscheuliche Schulmeisterei. Weil man keine eigene Form hat, setzt man sich ins Dienstverhältnis zu jeder andern fremden Form. Es

ist, wie jener Engländer meinte, der seiner Zeit riet, den deutschen Auswandererstrom nach Australien zu lenken. Die Deutschen seien gutes Menschenmaterial, man müsse diesen Teig nur in eine englische Form giessen und in den Ofen stellen, dann backe man die herrlichsten Kuchen daraus. Viele Deutsche sind sich dieser Sachlage bewusst und suchen sich daraus zu befreien. Aber da das neue Bewusstsein ihres Wertes die unbewusste Erinnerung an ihre frühere Inferiorität nicht ganz überwinden kann, schwankt ihr Benehmen zwischen Anmassung und Unterwürfigkeit hin und her, die beide gleich wenig geeignet sind, dem deutschen Wesen in der Welt Freunde zu erwerben. — Dem Fremden, der Deutschland bereist, fällt auf, wie sehr das Publikum von den Behörden bevormundet wird. Wie viele Dinge sind doch verboten, vor wie vielen wird gewarnt, auf wie viele wird hingewiesen! Auch diese Bevormundung geht auf dieselbe Quelle zurück. Da es an der Fühlungnahme, an der innern Abgestimmtheit auf einander fehlt, muss das Ganze durch äussere Klammern zusammengehalten werden. So wird ein deutscher Staat, sei er Monarchie oder Republik, sei es nördlich oder südlich vom Rhein, immer ein Polizeistaat sein. Ist es bei diesem Stand der Dinge verwunderlich, dass die deutsche Sprache von Fremdwörtern wimmelt. Sprachgesellschaften und Schule geben sich redlich Mühe, diese Fremdlinge wieder zu entfernen, und die Sprache rein zu erhalten. Ein redliches Bemühen, aber auch eine Sisyphus-Arbeit. Denn einmal schustert jeder auf eigene Rechnung darauf los, der eine schlägt diese, der andere jene Verdeutschung vor und der brave Bürger weiss nicht, ob er für Trottoir Gehweg oder Bürgersteig sagen soll, denn beide sind vorgeschlagen; sodann macht das Publikum nur zögernd mit. Was hat es ferner für einen Zweck, die alten Namen der Monate, Brachmonat, Heumonat, Erntemonat herzuholen? Die sind tot und werden nicht wieder auferstehen. Endlich ist es nicht gut, wenn man auch die Sprache der Technik und der Wissenschaft verdeutschen will; Auto, Radio, Telegraf, Telefon, Religion, Theologie, Positivismus sollen international sein, sonst schreckt man die Fremden vom Studium unserer Sprache ab und treibt Deutschland zur Isolierung. Das beste Mittel, dem Übel zu steuern, wäre eben, einen Instinkt zu wecken, aber mit dem Wünschen ist es nicht getan; das ist eben Schicksal. Schon Viktor Hahn bedauert, dass der Germane zu wenig unbewussten Lebenstrieb habe, und dass das Bewusstsein alle freie Entfaltung begleite und hindere. Nun sehe man aber zu, in welchen Gebieten die Fremdwörter am zahlreichsten sind? Sie sind es in der Sprache des Alltags, der Politik, des Geschäftes, auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Man findet sie aber nicht in der Sprache der gehobenen Prosa, in Erbauungsbüchern, in der Bibel, in der Poesie, vor allem nicht in der lyrischen Poesie, aus der der tiefste Quell des Lebens fliest, und Romain Rolland findet, die Sprache der Musik sei von den Deutschen geschaffen worden. Man denke sich Fremdwörter in Gedichten Goethes oder Stefan Georges! Der Deutsche ist eben, wenigstens in seinen Spitzen, ein Kind des Lichtes, und hier steht er in seinem Eigensten, hier hört er

Gottes Stimme, hier läuft er keine Gefahr, sich an das Fremde zu verlieren.

Schon lange genug ist die Anklageschrift geraten und noch ist nicht gezeigt worden, wie unheilvoll sich der deutsche Individualismus in der Politik ausgewirkt hat. Die Eigenbrötelei, der Hang zur Einsamkeit, die Abkehr von den Dingen der Gesellschaft hat im Deutschen auch den politischen Sinn verkümmern lassen. Politisch Lied, ein garstig Lied! Nur hat diese Einstellung das deutsche Volk zu Untertanen gemacht, die sich unter jede Tyrannie beugten. Schon Frau von Staël hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Deutschen im Reich der Ideen kühne Revolutionäre seien die vor keiner Konsequenz zurückschreckten, und politisch jedes Joch über sich ergehen liessen. Wäre dieser Zug noch etwas stärker, die Deutschen wären heute die Indier Europas und die Gelehrten und Dichter der andern Länder pilgerten in unser Land, um an den Quellen der Weisheit zu trinken; das Volk aber würde von einer Hand voll rücksichtsloser Realisten und Organisatoren regiert. Betrachten wir von diesem Standpunkt aus einmal die Geschichte Frankreichs und Deutschlands. Nehmen wir das Jahr 1648, als der westphälische Friede dem 30jährigen Krieg ein Ende machte. Österreich war unterlegen, die Macht des deutschen Reiches leerer Schein geworden, die Idee der politischen Zusammengehörigkeit erloschen und das Reich in etwa 800 kleine Staaten und Städtlein auseinander gefallen, aus dem einst mächtigen Felsblock war ein formloser Sandhaufen geworden. Das geistige Leben lag am Boden, das kirchliche war verknöchert, an Stelle des Papstes in Rom die Bibel, die zum papiernen Papst gemacht wurde. Der politische Sinn verengert, kein Ausblick in die weite Welt, die Randstaaten im Süden und Westen im Fahrwasser der französischen Politik. Der Überschuss der wehrfähigen Jugend geht als Landsknechte in fremde Dienste, und der Landgraf von Hessen verkauft seine Landeskinder als Söldner an England, und deutsche Truppen verteidigen unter der Leitung englischer Offiziere die Festung Gibraltar gegen die französisch-spanische Flotte, gleich wie im Weltkrieg Neger- und Araberbataillone von französischen Offizieren zum Sturm auf die deutschen Stellungen geführt wurden.

Damit vergleiche man was zu gleicher Zeit in Frankreich geschah. Nach dem Chaos der Bürgerkriege im 16. Jahrhundert erwacht der Sinn zur Ordnung, zum staatlichen Zusammenschluss. Parlament und Protestanten unterwerfen sich der Zentralgewalt; Handel und Industrie blühen auf, der Reichtum mehrt sich, das Land hat einen Überschuss an Kräften, der zur Expansion drängt. Frankreich wird zur ersten Macht des Kontinentes, seine Kultur befruchtet die Völker Europas, und gleichzeitig mit England unternimmt es die weitere Aufgabe, die Welt über See zu erobern und ein grösseres Frankreich zu bauen. Man sieht, die Entwicklung geht in entgegengesetzter Richtung, in Deutschland, zentrifugal, wodurch das Ganze in einzelne Teile zerfällt; in Frankreich zentripetal, wodurch die einzelnen Sandkörner zu einem Felsblock zusammengemauert werden. Im Jahre 1888

veröffentlichte Ernest Lavisse, der Nestor der französischen Geschichtsschreibung, die Broschüre *Trois empereurs* (gemeint sind die drei Kaiser des neuen deutschen Reiches), worin er zum Schlusse kommt: Wenn all die Ströme deutschen Blutes, die in den letzten Jahrhunderten im Dienste fremder Fürsten vergossen wurden, nationalen Zielen dienstbar gemacht worden wären, Deutschland wäre heute der Herr der Welt.

Oder ein zweites Beispiel: Das 19. Jahrhundert bedeutet den Siegeszug der Demokratie. Die Ideen der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erfüllen alle Herzen mit gesteigertem Lebensgefühl, es war eine Lust zu leben! Als die preussische Armee bei Jena und Auerstädt vernichtet worden war, ging ein Gefühl der Freude durch das deutsche Volk und die in Leipzig einziehenden Franzosen wurden von der Bürgerschaft mit Jubel empfangen und nach Kräften bewirtet. So steht zu lesen in Erckmann-Chatrians *Histoire d'un Conscriit de 1813*. Die ganze innere Politik der Völker Europas drehte sich um den Kampf für und gegen die liberalen Ideen von 1789, und die Revolutionen des 19. Jahrhunderts sind alle Tochterrevolutionen der grossen französischen Revolution und sind begleitet von den Klängen der *Marseillaise*. Ein Bollwerk des Absolutismus nach dem andern fiel, und das Feldgeschrei der Welt lautete Souveränität des Volkes. Bei der immer tiefer ins Volk hinunter verbreiteten Bildung war das eigentlich eine naturnotwendige Entwicklung. — Nur in Deutschland unterlag im Jahre 1848 die Revolution, und das neue deutsche Reich und Österreich-Ungarn fuhren im konservativen Fahrwasser und stellten sich so in Gegensatz zur Weltentwicklung, was beim hohen Stand der Volksbildung in Deutschland doppelt merkwürdig ist. Das versetzte sie in die Isolierung, und als 1899 und 1906 die Bestrebungen zur Beschränkung der Rüstungen und zur Errichtung eines internationalen Schiedsgerichtes am Widerstande Deutschlands scheiterten, da wurde Deutschland als der Herd des Militarismus und der Reaktion, als Feind der Kultur und der Humanität betrachtet. Man weiss, dass es darum möglich war, im Weltkrieg das Gewissen der Welt gegen Deutschland aufzurufen.

Glücklicherweise hat jedes Ding zwei Seiten, und was oft ein Unglück war, kann unter Umständen zum Segen gereichen. Schon oft haben einsichtige Männer in Frankreich bedauert, dass ihrer Literatur der Zug in die Tiefe fehle, dass sie weniger als die deutsche den tiefern Fragen des Lebens nachgehe, dass sie keinen Hamlet und vor allem keinen Faust besitze. Die Rücksicht auf die Form kann auch so weit gehen, dass der Inhalt vernachlässigt wird und dass in den schönen Gefässen die Lebenswasser vertrocknen. Als vor über einem Jahrhundert Frau von Staël ihr Buch über Deutschland schrieb, tat sie es aus der instinktiven Erkenntnis heraus, dass Frankreich, dessen geistiges Leben durch den Rationalismus der vorhergehenden Epoche vertrocknet worden war, einer Auffrischung mit fremdem Geiste bedürfe, und man könnte die ganze Zeit der Romantik das Zeitalter der Deutschen nennen. — In einer ähnlichen Lage befindet

sich Frankreich in der Gegenwart. Trotz der Siegergeste der nationalistischen Kreise hat die riesenhafte Anstrengung des deutschen Volkes im Weltkriege die Franzosen nicht nur mit Furcht, sondern auch mit Bewunderung vor dieser Lebenskraft erfüllt. Mehr und mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, dass Deutschland und Frankreich die beiden Pole der europäischen Kultur oder wie Romain Rolland sagt, die beiden Flügel sind, auf denen sie fliegt; zerbricht der eine, wird die ganze Kultur flügellahm. Weit blickende Geister sind auf beiden Seiten an der Arbeit, diese Einsicht zu verbreiten. Eine Welle des Spiritualismus weht durch die Jugend der beiden Länder, und es ist bei den vielen entmutigenden Erscheinungen der Nachkriegszeit zu hoffen, dass der europäische Geist der gegenseitigen Verbundenheit über kleinliche nationalistische Absperrung schliesslich den Sieg davontrage. Es ist dieser Sieg auch vom schweizerischen Standpunkt aus zu hoffen, je aufrichtiger die Versöhnung der Gegner ist, desto leichter werden die letzten Spuren des Grabens zwischen Deutsch und Welsch ausgefüllt, der sich während des Krieges aufgetan hatte.

Wir kehren zum Anfang zurück. Das Bild von der deutschen Kultur ist grau in grau geraten, denn schliesslich haben wir auch einige Eigenschaften, durch die wir in der Welt keine üble Figur machen. Aber es sollte ja eine Gewissenserforschung sein, sollte uns zeigen, wo die tiefsten Wurzeln der Schwächen des deutschen Volkes liegen, und es wurde dies mit einer gewissen Schärfe hervorgehoben, weil man bei uns diese Schwächen gerne zu Tugenden stempeln möchte und vorstehende Urteile und Gedankengänge auf merkwürdige Verständnislosigkeiten stossen. Im Spiegel des fremden Volkes wollen wir unsere Art erkennen und vervollkommen, getreu dem Spruches des Philosophen: Werde wer du bist! Wir sollen uns der eigenen Art nicht entfremden, sondern sie lieb gewinnen, wie eine Mutter dem Kinde am meisten Liebe schenkt das ihr am meisten Sorgen bereitet. Wie mancher Schweizer hat erst im Auslande seine Liebe zum Vaterlande und zur heimischen Art in seinem Herzen entdeckt, und Richard Wagner gesteht, nie so sehr wie in Paris habe er gefühlt, dass er ein echter deutscher Mann sei. So mag mancher, der die geistigen Provinzen Frankreichs durchwanderte, sich der Verse erinnern, die August Wilhelm Schlegel im Jahre 1808 beim Fort de l'Ecluse unterhalb Genf in sein Tagebuch schrieb:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt ich üben her und hin.
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten sie den deutschen Sinn.

Freilich mögen die Lehrer der Fremdsprachen sich auch nicht einbilden, das Weltbild ihrer Schüler bestimmend gestalten zu können. Dies geschieht in Deutsch, Geschichte, Pädagogik und den Naturwissenschaften, und unsere geistigen Reisen ins Ausland mögen dieses Bild nur im Einzelnen berichtigen, über andere ein klarendes Licht werfen. So können wir den Unterricht in der Muttersprache ergänzen und damit der Konzentration des Unterrichtes dienen, die bei An-

stalten wie dem Seminar mit dem weitgespannten Rahmen seines Lehrplanes doppelt nötig ist. —

Zusammenfassend ist zu sagen, dass wir das praktische Ziel, die fremde Sprache auch sprechen zu lernen, nicht aus den Augen verlieren dürfen, aber es sollen auch die Bildungsschätze gehoben werden, die in diesem Studium liegen. Französisch als die einzige obligatorische Fremdsprache soll bei uns einigermaßen die klassischen Sprachen ersetzen, und im Zeitalter des Amerikanismus, da Europa sich mehr und mehr bemüht, sich dem grossen Lande jenseits des Wassers anzugleichen, ist es zu wünschen, dass etwas vom humanistischen Geist des klassischen Gymnasiums in die moderne Mittelschule einziehe, in der Erkenntnis der uralten Weisheit, dass der Mensch nicht vom Brote allein lebt. —

Das Ergebnis der langen Ausführungen dürfte die Einsicht sein, wie eng die Dinge des Sprachunterrichtes mit der allgemeinen Orientierung des Lebens zusammenhängen; die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen. Es ist auch sicher, dass die Erforschung der Hintergründe einer andern Disziplin, etwa der Geschichte oder einer Naturwissenschaft, zu gleichlautenden Schlüssen führen würde.

La Conférence internationale du Bilinguisme.

La réunion convoquée à Luxembourg, du 2 au 5 avril 1928, par le Bureau International d'Education de Genève pour étudier les problèmes psychologiques et pédagogiques qui se posent lorsqu'un enfant reçoit un enseignement dans un idiome qui n'est pas sa langue maternelle, a pleinement répondu à l'attente de ses promoteurs. L'idée en avait été très favorablement accueillie par le Gouvernement du Grand-Duché qui a reçu les congressistes de la façon la plus hospitalière. Renonçant à envisager dans leur ensemble les problèmes historiques, géographiques, linguistiques que pose le bilinguisme — et bien décidé à ne pas même mentionner ses aspects politiques — on avait concentré son attention sur les questions qui intéressent les maîtres soucieux du développement de l'enfant.

Même ainsi le sujet était très vaste. Songez que si l'on ajoute aux régions proprement bilingues, les pays à minorité linguistique compacte, les territoires d'immigration, les colonies et les écoles de missions, les provinces et les cantons qui ont un parler dialectal vivant, les zones où le problème ne se pose pas apparaissent presque rares. En fait une partie seulement du programme de la Conférence a été effectivement traité à Luxembourg. Sur les rapports du dialecte et de la langue littéraire à l'école, ni M. de Greyerz de Berne, ni le professeur Terracini de Padoue n'avaient pu venir commenter les mouvements si intéressants dont ils sont les protagonistes.

En une conférence, très brillante, M. Henss de Giessen, a exposé l'état des choses en Allemagne, et M. Möckli, délégué du gouvernement bernois, a communiqué d'intéressants documents sur l'emploi du dialecte dans les écoles allemandes de Bienne.